

(Nachdruck verboten.)

4]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Nas mussen.

Auf halbem Wege dahin sah er zwei verschleierte Araberinnen auf einem schmalen Pfad dahervandeln, welcher mit demjenigen, dem er selbst folgte, weiter oben zusammenlief.

Wie ungeheuer schwierig es auch ist, Araberinnen zu erkennen — so ähnlich sind sie unter den gleichartigen Draperien — so war etwas Gewisses in ihrer Haltung und ihren Bewegungen, das Marcel sagte, daß es dieselben beiden Frauen seien, denen er mit Nur begegnet war.

Er sollte bald Gewißheit haben.

In dem Augenblick, da sie den Punkt erreichten, an welchem die beiden Wege sich trafen, einige Schritte vor ihm, wandte die Zulettgehende sich heimlich nach ihm, lüftete ihren Schleier mit einer Bewegung voll Kühnheit und Anmut, so daß Hals und Antlitz frei wurden, und heftete einige Augenblicke zwei große dunkle, feuchtglänzende Pupillen mit einem kühnen, offenen, und dennoch unergründlichen Blicke auf Marcel.

Der furchtsame junge Mann war ein Novize in den Turnieren der Liebe. Er kannte deren Waffen nicht, ebenso wenig zur Verteidigung wie zum Angriff.

Er erblühte überrumpelt und machtlos; er rang nach Luft und hatte nichts anders als eine aus den Wolken gefallene Verwunderung — einen starren entseelten Blick als Antwort auf diese tollkühne Auslieferung des jungen Weibes.

Sein erster Gedanke war, ob jemand den Skandal bemerkt habe, der der Unbesonnenen teuer zu stehen kommen und auch auf ihn selbst einen Argwohn werfen konnte.

Es beruhigte ihn, daß eine Gruppe Pfefferbäume sie im entscheidenden Augenblicke vor aller Blicke geschützt hatte.

Er beschloß, der Unbekannten zu folgen, jedoch in größtmöglicher Entfernung, um der Aufmerksamkeit zu entgehen und die mutige Islamstochter nicht zu kompromittieren.

So viel Takt verdiente belohnt zu werden.

Bei der Kirchhofs-türe jedoch sah Marcel die beiden sich im Strome all der Frauen verlieren, die nun nach verrichteter Andacht den Heimweg antraten.

Er verdoppelte seine Schritte.

Vor dem Plage ergingen sich Hunderte verschleierter Frauengestalten.

Hier bedurfte es Augen, die die Sterne der Milchstraße voneinander zu unterscheiden imstande waren, um die Entschwindenden wieder aufzufinden.

2.

Fast eine halbe Stunde lang stürmte Marcel, der sich allmählich selbst zu flammender Leidenschaft erhitzt hatte, die schmale Gasse Sidi el Bexir auf und ab, die von Bab el Maa zu der die ganze innere Stadt umschließenden breiten Mee führt.

Sein suchender Blick glitt in dem dichten Menschenstrom von Antlitz zu Antlitz. Aber kein Kopf drehte sich nach ihm; niemand gab sich durch ein noch so geringes Zeichen zu erkennen.

Endlich gab er das hoffnungslose Suchen auf. Wer sagte ihm, daß sie nicht in eine Seitengasse gebogen waren? Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie schon zu Hause.

Er verlangsamte seine Schritte und richtete den Blick in sein Inneres.

In den drei Jahren, seit er in Tunis wohnte, hatte er es nicht erlebt, das Gesicht einer unbescholtenen Araberin zu sehen. Kein Wunder daher, daß er unwillkürlich an eine Kurtisane dachte. Aber auch nur einen Augenblick. Die Kühne war sehr jung, kaum viel über dreizehn Jahre. Nun denn, dies sagte nichts; es gab Kurtisanen unter zwölf, hatte Nur ihm gesagt. Aber ihre Brauen waren nicht mit Kohle bemalt, lagen nicht barbarisch und brutal wie ein Paar ausgespannter Adlerschwinge über ihren Augen. Das kleine Händchen, das den Schleier lüftete, war nicht von Henna gelbbraun gefärbt; sie hatte sicherlich keinen Mann, für den sie ihren Körper schmückte. Und es gab noch ein Zeichen, das nicht trug: ihr Blick war kühn wie nur der eines Kindes ist und hatte den Ausdruck des vollkommen keuschen Weibes.

Das Antlitz und dessen einzelne Züge hatte er entweder vergeffen oder gar nicht aufgefaßt.

Er entfiel sich einer Farbe wie das Fleisch einer saftigen Muskatmelone sie hat, er erinnerte sich der Seele dieses Blickes, der mit der Klarheit einer Halluzination vor ihm stehen geblieben war.

Sie hatte nicht kokett gelächelt.

Sie hatte sich nicht mit der neckischen, leichtfertigen Laune eines Mädchens entschleierte, das in den kurzen Stunden, da es der strengen Haremszucht entronnen ist, übermütig wird.

Nein, ihr Blick hatte sein Herz getroffen, fast wie ein Schrei — als wollte sie sagen: „Endlich kann ich Dein Auge erreichen! Du, der heimlich jahrelang für mich gegliht hat, Du, dessen Gefühle ich im stillen erwiderte; sieh, hier bin ich! Nimm mich! Ich bin Dein mit Leib und Seele!“

Er wußte mit Sicherheit, daß er sie nie mit seinen Augen gesehen hatte, aber dies sprach ihr Blick.

Und sie war kaum vierzehn Jahre.

Kaum vierzehn Jahre, — aber ein reifes Weib. —

Auf dem kleinen Plage zwischen dem Friedhof und Bab el Maa gab es noch ein lebhaftes Kommen und Gehen von Frauen. Die ganze Welt von Krämmern, Charlatans und Bettlern, die am besten in aufgewähltem Wasser gedeihen, hatte sich hier ein Stelldichein gegeben.

Ein junger Märchenerzähler, ausgerüstet mit einem lärmenden Tamburin, unterhielt eine andächtige Zuhörerschaft mit den sehr kindlichen Erzählungen von Djuhas Sulenspiegelstreichen. Während jeder Pause in dem gleichmäßig plärrenden Vortrage schlug er das Tamburin auf eine eigene Art, die weit und breit verkündete, daß es Märchen zu hören gebe.

Obwohl Marcel alle Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihr, die so unerwartet sein Herz mit Unruhe erfüllt, aufgegeben hatte, brachte er es doch nicht über sich, vorbeizugehen, ohne den lauschenden Haufen zu mustern.

Da keiner ihm ein Gran von Aufmerksamkeit schenkte, ging er weiter.

Eine viel zahlreichere Schar sammelte sich in einem großen Obal um einen Schlangenbändiger.

Am dem einen Ende dieses lebenden Zirkus hockten drei blinde beduinische Spielleute in erdfarbigem Lumpen auf dem Boden und lieferten mit zwei bebenden beliebten Rohrflöten und einer kriegerischen Trommel die Musik zu dem kommenden Schauspiel.

Vorläufig machte der Zauberer sich interessant, indem er sich ein Duzend Stricknadeln aus der Krone zog.

Es war ein langer knochiger Miffauia von Berberblut, der nicht anders ausah, als ob er sich tatsächlich von Stricknadeln nährte, während die Wildheit des gierigen Wolfs-gesichtes die Möglichkeit nicht auszuschließen schien, daß er seine Stricknadeln im nächsten Augenblick dazu gebrauchen könnte, seinen hochgeehrten Zuschauerinnen die Augen auszustechen. Er zeichnete sich vor allen anderen ihrer Vernunft sich erfreuenden Kinder des Propheten dadurch aus, daß er weder Sjesjia noch Turban trug. Dies verschönte ihn übrigens nicht. Sein übermäßig langer Schädel war dermaßen rasiert, daß man ihn für skalpiert halten konnte. Nur oben auf dem Wirbel war ein Schweif von langen straffen Haaren verschont geblieben, um den Engeln des Berichts einen Handgriff zu geben, wenn sie ihn am jüngsten Tage in den Himmel hinaufziehen wollten.

Während sich Marcel dem Kreise anschloß, ging der Zauberer — immer auf den Zehenspitzen — mit langen elastischen Sahnenschritten zu drei zugedeckten Kürbisflaschen hin, deren obere Oeffnung von einem verjähnraren Fellbezug verschlossen war. Kaum hatte er seinen Stab in eine dieser Flaschen hinabgestoßen, als eine Schlange ihren flaschen schub-vigen Kopf zeigte und gereizt die gespaltene Zunge spielen ließ. Mit einem hastigen Griff zog er das lange Scheusal aus seinem Versteck hervor und warf es auf die Erde, wo es sich augenblicklich auf dem Schwange aufrichtete, den Hals flach spreizte und den kleinen intelligenten Kopf nach allen Seiten drehte, um sich zu orientieren.

Immer mehr und mehr Frauen kamen hinzu. Viele von ihnen kamen nur an diesem einen Tage aus dem Hause und benützten den Besuch bei den entschlafenen Verwandten, um

alle möglichen Kleinen Zerstreungen mitzunehmen. Marcel heftete auf jede neuhinzutretende vornehme Araberin seinen glühenden Blick. Den Frauen aus dem Volke brauchte er keine Aufmerksamkeit zu schenken; sie waren alle kenntlich an dem schwarzen Wolltuche, das dicht um den Kopf gewickelt war und das ganze Gesicht verbarg.

Nun trank der Zauberer unter leisem Beifallsgemurmel und bekommenen Seufzern Wasser aus einem Eimer. Die Schlange erwartete ihn aufrecht sitzend, aber es war jedenfalls klüger, die Kolkette einzubeihen, ehe er sein großes Kunststück ausführte und die Zuhauer sich fortstahlen.

So stetzte er auf den Beheimen umher und sammelte die Münzen in das Tamburin.

Marcel, der in der hintersten Reihe stand, mußte sich weit vorbeugen, um ihm einen Frank zu opfern. Gegen seinen Willen streifte sein Arm eine vor ihm stehende Frauengestalt. Sie leistete Widerstand; er meinte zu bemerken, daß sie sich gegen ihn zurücklehnte, und als er auf Arabisch eine Entschuldigung murmelte, antwortete sie leise und blickte durch den Schleier auf.

Es rieselte heiß durch alle seine Nerven.

Wie unsichtbar sie auch unter dem Schleier war — hier war kein Zweifel möglich: sie war es.

Er fing die kurzen Bemerkungen auf, die sie mit ihrer Begleiterin wechselte.

„Wir müssen gehen, mein Kind.“

„Bloß einen Augenblick, Mutter!“

„Dein Vater würde mich töten, wenn er uns hier sähe.“

„Er sieht uns nicht.“

Der Zauberer hatte die Kolkette beendet und näherte sich der Schlange, die, sich selbstbewußt krümmend, ihren geschmeidigen Körper zur Verteidigung bereit von einer Seite zur anderen wand.

Die schmachtenden Flötentöne seufzten und stöhnten eine Ewigkeitsmelodie, trostlos und unendlich als die Wüsten der Sahara. Je nachdem ihre blinden Urheber sich aufbliesen und rot wie Puter wurden oder gefühlvoll zurückanken, konnte diese Melodie betteln und bitten oder sich zärtlich einschmeicheln. Jedenfalls war sie bloß bestimmt, an die besseren Gefühle der Schlange zu appellieren, wogegen die Trommel, die nun in einer neuen Taktart lärmte, ihr den unerbittlichen Donner der Gerechtigkeit in Aussicht zu stellen schien, wenn sie sich nicht gutwillig fügte.

Einstweilen erhobte der Zauberer sich zu einer schäumenden Wut, die vollkommen echt schien. Er biß sich die Finger blutig und zerriß seine Wangen mit den Nägeln; er zerrte an seinem Seligkeitschwanz und gebärdete sich überhaupt, als sei dies Ungetüm im Staube der leibhaftige Teufel und er selbst der Erzengel, der ihn zu entleiben habe.

Anfänglich versuchte er es, das Reptil durch eine drohende Aufzählung all der ihm zur Seite stehenden starken Mächte zu lähmen. Er beschwor es bei allen mächtigen Marabus, namentlich aber bei seinem eigenen Schutzheiligen Sidi ben Miffa, der Steine in Brot verwandelte. Bei jedem Seiligen, den er nannte, küßte seine Zuschauer ihre rechte Hand und führten sie ehrfürchtig an die Stirne, während sie nach Art der Chorknaben einen heiligen Refrain murmelten.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich von Sallet.

Von diesem deutschen Lyriker, dessen hundertster Geburtstag auf den 20. April fällt, darf gesagt werden, daß er wirklich ein Poet war und daß er sehr zu Unrecht, wenn nicht ganz und gar vergessen, doch ungebührlich übersehen wurde; obgleich von einzelnen seiner Dichtertaten auch noch verschiedene Jahrzehnte nach seinem allzu frühen Tode lebendige Nachwirkungen ausgegangen sind. Erst im vorigen Jahre konnten wir uns mit seiner geistreichen Novelle „Kontraste und Paradoxe“ beschäftigen, die der Verlag Hans von Weber in München mit reizenden Illustrationen neuerdings herausgegeben hat. Dies Werkchen ist auch insofern merkwürdig, weil Sallet in und mit ihm die Erkenntnis offenbarte, daß alle Flucht in die heiteren Gefilde weifenloser Ideale nichts als ein Zeugnis geistiger Schwäche und Feigheit sei und nur der geschichtliche Boden der Menschheit für die Gestaltung der Idee als notwendiger Schauplatz angesehen werden müsse. Diese Erkenntnis bildet fortan den eigentlichen Mittelpunkt der gesamten Wirksamkeit des Dichters während der letzten Spanne seines Lebens.

Eine Betrachtung seines Konterfeis zeigt ein feines, von langlodigem Haupthaar unvolltes Profil. Unwillkürlich werden wir an Chamisso erinnert. Und es bieten sich zwischen den beiden nicht bloß äußerliche Vergleichspunkte. Gleich Chamisso entstammte auch von Sallet einer infolge der Protestantenverfolgungen

aus Frankreich nach Deutschland entflohenen Hugenottenfamilie. Sein Vater, preußischer Ingenieur-Hauptmann, starb in Reisse, als der dort geborene Knabe zwei Jahre alt war. Nach dem ersten Schulunterricht in Breslau kam er in das Potsdamer Kadettenkorps; von da nach Berlin, wo sich seine militärische Erziehung vollendete. Erst 17 Jahre alt ging er als Unterleutnant in den Garnisondienst nach Mainz. Die Nähe Frankreichs, die von dort herüberwühlenden Stürme der Volksbefreiung bei Ausbruch der Julirevolution erzeugten in dem jungen ideal-romantisch veranlagten Offizier republikanische Anschauungen. Es wurde ihm zu eng im Bannrod; und das Gefühl der Unfreiheit steigerte sich, ähnlich wie bei Heinrich von Kleist, über den seinem künstlerisch gearbeteten Naturell aufgezwungenen Stand bis zur Verbitterung. Was Wunder, daß der dichterische Trieb und das brennende Streben, sich selbst über die notwendigen und erzwungenen Verhältnisse Klarheit zu verschaffen, in Gedichten und Aufsätzen explodierte! Namentlich die Aufsätze waren oft satirischen Inhalts; und als Sallet sich nicht versagen konnte, eine Satire, worin dem Unmut über die Leerheit und Trostlosigkeit des militärischen Berufs Ausdruck verliehen war, zu veröffentlichen, da wurde er in eine äußerst strenge Untersuchung gezogen, deren Ergebnis zuleht, durch den obersten Kriegsherrn bedeutend ermäßigt, auf zweimonatige Festungsstrafe lautete. Auf der Festung in Jülich, wohin Sallet im April des Jahres 1832 abging, faßte er den Entschluß, durch ernste wissenschaftliche Studien sein poetisches Talent auszubilden und auf bedeutende Gegenstände hingenlenken. Deshalb bereitete er sich in Trier, nachdem er seine Strafe überstanden hatte, zunächst für den Besuch der Kriegsschule vor.

Hier begann für ihn eine frische, jugendliche, hoffnungreiche Dichterperiode, die infolge seines täglichen Umgangs mit Eduard Duller, dem hier damals redaktionell und schriftstellerisch tätigen Volks- und Freiheitsmann, kräftigste Förderung erhielt. Duller wirkte durch aufmunterndes Urteil, treuen Rat, Veröffentlichung von Gedichten, Veranlassung zu kritischen Aufsätzen, nicht wenig anregend und ermutigend auf den jüngeren Freund ein. In traulicher Stube oder auf einsamen Spaziergängen wurden die Hauptgegenstände des Lebens in religiösen und gesellschaftlichen Dogmen und Traditionen gründlich verfolgt, richtige Anschauungen festgesetzt, im sprühenden Jugendmut Pläne und Hoffnungen ausgetauscht.

Um seine wissenschaftliche Ausbildung weiter zu fördern, begab Sallet sich zu Ende des Jahres 1834 nach Berlin. Hier, auf der Kriegsschule, trieb er vornehmlich Geschichtsstudien und befreundete sich auch mit der Hegelschen Philosophie. Die anhaltende Beschäftigung mit trockner Gelehrsamkeit übte zunächst auf die poetische Produktivität einen hemmenden Einfluß aus. Alles erschien dem Dichter grau und düster. Und da er schließlich die militärischen Spezialvorlesungen meistens „schwänzte“, so wurde er noch vor Ablauf des Kursus zu seinem Regiment nach Trier zurückversetzt.

Abermals war es hier Duller, der ihn auf die vernachlässigten Pfade der Poesie zurückbrachte. Hatte er früher die Hoffnung ausgesprochen, ausschließlich das Drama zu kultivieren, so erkannte er jetzt seine Mission als Lyriker. Zunächst bricht in der Produktion jener Periode der Verzweiflungskampf zwischen Idee und Wirklichkeit durch. Hauptsächlich in einem allegorischen Märchen „Schön Jela“, das innerhalb zehn Tagen entstand, und worin Sallet die ringende Idee zum Siege führt, indem er sie aus der irdischen Welt wechselnder Gestaltungen sich durch die Gewalt der Sehnsucht in die Region der reinen Geistigkeit erhebt. Sallet steht da noch vollständig im Banne der Romantiker. Er ist es auch insofern, als er sofort ins Gegenteil umspringt. Sein um die gleiche Zeit geschriebenes komisch-heroisches Epos „Die wahnsinnige Flasche“ kann nämlich als eine Tragedie jenes Erhebungskampfs gelten. Auf entgegengegesetztem Wege führt hier der Dichter seinen Selben bis zur allerletzten Tiefe der Entäußerung von geistigen Beziehungen hinab. Aber es kündigt sich da zugleich doch ein Gesundungsprozeß an, der in der Novelle „Kontraste und Paradoxe“ greifbar wird. Der erkennbare Umschwung in der Gedankenwelt des Dichters wurde auch für sein ferneres Leben entscheidend. Mit Konsequenz forderte er 1838 seinen Abschied vom Militär und nahm in Breslau seinen ständigen Aufenthalt. Hier schuf er im Geiste religiöser Befreiung sein „Laien-Evangelium“, ein Werk, auf das er sein ganzes Sinnen und alle seine Kräfte richtete; sowie die streitbare Schrift: „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit“. Was Sallet als Publizist und Philosoph in den Atheisten nach allgemeinen Grundzügen feststellte und streng entwickelte, führte er gleichzeitig, auf mannigfaltige einzelne Fälle der Gegenwart bezogen, in seinen politischen Gedichten mit schlagendem Wit und feuriger Begeisterung aus. Immer mächtiger sehen wir ihn nun von den sozialen und politischen Zeitverhältnissen, insofern sie den Thronwechsel in Preußen mit den dadurch veranlaßten Bewegungen betreffen, angezogen werden. Diese seine Satiren und Kampfgesänge sichern Sallet das Recht zu, einer der bedeutendsten, weil zielbewußtesten Dichter des Vormärz zu heißen. Er schritt aus der friedlichen Ruhe einer geradezu kindlichen Natürlichkeit auf den Kampfplatz der Idee und des Lebens und rang sich mit Kraft und Klarheit bis zum Frieden eines pantheistischen Bewußtseins durch. Und weil er diese rein menschliche Entwicklung in sich vielleicht unter allen Dichtergeistern seiner Zeit am bündigsten dargestellt hat, gebührt ihm ein besonderer Platz. „Ich reformiere,“ schreibt er einmal an Duller — „und zertrümmere die Idee vom

Gedanken aus." Ja, er hat sich, in Beziehung auf seine Mission als religiös-sozialer Streiter, einen „Zukunftskünstler“ genannt. Und fürwahr: in den Befreiungskämpfen der Menschheit werden seine von seltener Schärfe, Klarheit und dichterischer Schönheit durchpulsten Gesänge unverloren bleiben. Sallet erlag einer Brustkrankheit am 21. Februar 1843. Seine „Gesammelten Werke“ sind in 5 Bänden erschienen. Die „Gedichte“, das „Laien-Evangelium“ und die Novelle „Kontraste und Paradoxe“ auch in Einzelausgaben von Reclams Universalbibliothek.

Die futuristen.

(Ausstellung: Tiergartenstr. 34a).

Die Kommenden, die Vater der Zukunft, so nennen sich diese jungen Italiener. Wer die heutige Kunst Italiens kennt, wird von vornherein mißtrauisch sein. 1910 gab es in Brüssel eine internationale Kunstausstellung; neben den Spaniern waren die Italiener die schlimmsten. Was sie zu zeigen hatten, war vertrottelte Akademie, süßer Kitsch und ein wilder, dazu bengalisch beleuchteter Naturalismus. So damals, und nun soll heute aus Italien die Zukunft aufsteigen; das scheint wenig glaubhaft. Immerhin, man geht in Erwartung, das Wunder zu schauen.

Was diese Futuristen wollen und wovon sie in Manifesten graufige Worte machen, das wäre schließlich einerlei, wenn sie nur etwas Rechtes könnten. Aber, das darf mit voller Sicherheit gesagt sein: Nicht einer von ihnen überragt das Durchschnittsmaß. Das sieht man deutlich an einigen Arbeiten, die weniger durch das Programm als durch den Menschen bestimmt wurden. So hat zum Beispiel Boccioni, dessen Werke zumeist nur durch einen Kommentar verstanden werden können, ein Bild gemalt: „Die erwachende Stadt“. Das ist eine ganz gewöhnliche Allegorie, wie sie tausendfach gemalt worden sind und von jedem man gemalt werden könnte: vor den Häusern des Hintergrundes steigen zwei Riesensperde empor, sie sind feurig und schnauben. Nicht viel anders steht es um Severinis „Schwarzer Vater“. Der Künstler will das Gefühl der krankhaften Verklemmung nach dem Lesen von Poes gleichnamiger Novelle darstellen. Das ist eine illustrative Absicht, gegen die gar nichts einzuwenden wäre, die irgendein klassischer Japaner oder Beardley oder Balloton vielleicht sehr gut gelöst hätten. Severini vermochte es nicht; sein Bild läßt uns völlig kalt. Du liebe Zeit, wie haben da Goya oder Daumier und van Gogh die „krankhafte Verklemmung“, den Schauer des Wahnsinns und das Grauen des Todes, unendlich wahrhaftiger und bezwingender gemalt. Ferner: ein anderes Bild dieses Severini, eine große Leinwand: „Tanz in Monaco“. Eine durcheinander gewürfelte Bundheit, die ganz spaßig wirkt, etwa so wie aus Buntpapier zusammengeklebt. Eine halbwegs raffinierte Spielerei, nur völlig vergriffen im Format, viel zu groß für einen Witz und darum stilllos und töricht. Man sieht: das alles ist recht harmlos.

Wo steckt eigentlich das Zukünftige? Antwort: in dem Programm. Die Futuristen haben Manifeste erlassen; diese Schriftsätze müssen zuerst gelesen sein, ehe die Bilder betrachtet werden können. Hier einige Proben: „Sind unsere Bilder futuristisch, so sind sie es einzig und allein, weil sie als Ergebnis ethischer, ästhetischer, politischer und sozialer Begriffe selbst vollkommen futuristisch sind. Wir wollen den Krieg preisen, diese einzige Hygiene der Welt, den Militarismus, den Patriotismus, die zerstörende Geste der Anarchisten, die schönen Gedanken, die töten und die Verachtung des Weibes. . . Wie die Literatur bisher die nachdenkliche Unbeweglichkeit, die Ekstase, den Schlummer gepriesen hat, so wollen wir die aggressive Bewegung, die fiebrige Schlaflosigkeit, den gymnastischen Schritt, den gefährvollen Sprung, die Ohrfeige und den Faustschlag preisen. . . Nachdem wir zum Beispiel auf einem Bilde die rechte Schulter und das rechte Ohr eines Mannes gegeben haben, halten wir es einfach für überflüssig und unnützlich, auch die linke Schulter und das linke Ohr dieser Person zu geben. Wir zeichnen nicht die Töne, sondern die vibrierenden Zwischenräume.“ Ein toller italienischer Salat; Vernunft und Unsinn durcheinander gehackt.

Dazu sind nun die wahrhaft futuristischen Bilder verhängnisvolle Illustrationen. Hier einige Titel dieser Bilder nebst den Erläuterungen des Kataloges: „Das Bad“; die sinnliche Erfrischung, die ein Bad im Mittelmeer gewährt. — „Die rüttelnde Droschke“; der zweifache Eindruck, den eine alte Droschke durch das plötzliche Nüttern hervorruft, bei den Insassen und bei den Vorübergehenden. — „Die Bewegung des Rondes“; der Eindruck des sich bewegenden Lichtes, die der sehr sensible Künstler empfindet, während das nicht denkende Publikum es bewegungslos glaubt. — „Die Frau und der Absinth“; die verschiedenen plastischen Anblicke einer Frau in mannigfacher Bewegung. — „Zug in voller Fahrt“; Synthese der Lichtreflexe, die ein Expresszug mit 60 Meilen stündlicher Geschwindigkeit hervorruft. — „Ein Drei-Köpfe“; Studie der Durchsichtigkeit des Körpers, wenn Licht darauf fällt. Solcher Art sollen die Bilder sein. Das Gemeinsame ist, daß nicht das Gegenständliche, sondern die Empfindung, der Eindruck, gemalt wird, nicht der bodernde Knabe, sondern die Erfrischung, nicht die rüttelnde Droschke, sondern die Gehirnbewegungen des Insassen und der Vorübergehenden. Bedarf es eines Nachweises, daß

solcherlei Erkenntnis theoretisch und auch physiologisch eine Unmöglichkeit ist. Eine Empfindung, losgelöst vom Körperlichen, vermögen wir uns nicht vorzustellen; wie sollten wir sie dann gestalten können. Ebenjowenig kann man eine Bewegung malen, ohne den Gegenstand an dem oder durch den sie geschieht. Wer das bestrittet, gehört nicht zu unserer Welt; wer es versucht, ohne die Absicht der Groteske, wird unfreiwillig zum Narren. Es ist Narrheit, wenn Boccioni, der kitschig genug die beiden Riesensperde malte, ein Bild fabriziert, das er Abschied nennt, und das dieses darstellen soll: „Zwischen der Verwirrung des Abschiednehmens treten in mächtigen Linien, im Rhythmus, in musikalischer Harmonie die konkreten und abstrakten Eindrücke klar hervor, besonders durch die Wellenlinien, die wie Akkorde die Figuren mit den Gegenständen verbinden. Die in den Vordergrund gerückten Gegenstände, wie die Nummer an der Lokomotive, deren Vorderansicht im oberen Teil des Bildes gezeigt wird, ihr vom Wind zerrissenes Borderteil im Mittelpunkt des Bildes, das Symbol des Abschiednehmens, sind ein bezeichnender Hauptzug der Szene, die sich unbergänglich dem Gehirn einprägt.“

Selbst wenn die Futuristen leibhaftige Genies wären, so könnten sie solcherlei nicht fertig bringen. Daß sie es ernstlich wollen, genügt, um aufzudecken, was für Dilettanten sie sind. Diese Futuristen, so kompliziert sie ausschauen, sind in Wirklichkeit nichts anderes, als die tauben Seifenblasen der Dekadenz, der Nachspul der Cafehäuser und ein sensationelles Literatengeschwätz.

Robert Breuer.

Neuere Literatur über Elektrizität.

In seinem Vortrag über die „Stellung der neueren Physik zur mechanischen Naturanschauung“ weist der bekannte Berliner Physiker M. Planck auf die bemerkenswerte Tatsache hin, daß man früher bei Erklärung elektrischer Erscheinungen mechanische Modelle zu Hilfe nahm, während man heute umgekehrt komplizierte mechanische Vorgänge durch elektro-magnetische Analogien anschaulich zu machen versucht. In dieser Umwälzung des naturwissenschaftlichen Denkens spiegelt sich unter anderem die grundlegende Rolle, die die Elektrizität im modernen Leben spielt. Und trotzdem steht heute die breite Masse des Volkes solchen alltäglichen Erscheinungen, wie sie das elektrische Licht, die Telegraphie, Telephonie, sogar die elektrische Klingel bieten, meistens verständnislos gegenüber. Schuld daran trägt nur unsere berühmte Schule, denn auch die kompliziertesten elektrischen Maschinen und Apparate lassen sich in ihrer Wirkungsweise leicht begreifen, sobald man wenig grundlegende Begriffe der Elektrizitätslehre genau kennt. Die populäre Literatur, die diese Lücke der Volksbildung auszufüllen versucht, hat eine dankbare Aufgabe zu lösen.

Von ihren Neuerscheinungen verdienen vor allem drei Veröffentlichungen der Französischen Verlagshandlung („Cosmos“-Verlag) genannt zu werden, da hier ein Versuch vorliegt, eine innerlich abgeschlossene Darstellung des gesamten Gebietes zu geben. Zwei Bändchen stehen noch aus; unter dem gemeinsamen Titel „Der elektrische Strom“ werden sie zusammen mit den zwei erschienenen eine populäre Elektrotechnik bilden. Das fünfte Bändchen: „Was ist Elektrizität?“ will in Ergänzung dazu eine theoretische Auseinandersetzung über das Wesen der Elektrizität, und zwar vom Standpunkte der Elektronentheorie bringen. Dieses letztere Werk ist von Hanna Günther nach dem englischen Original von Charles Gibson frei bearbeitet.

Was am Werke zuerst interessiert, ist die Art seiner Darstellung, und die ist sehr seltsam genug: man hat hier ein Elektron vor sich, das über seines Lebens Lust und Leid des weiten und breiten erzählt. Die Elektronen lieben und hassen, freuen sich und trauern und machen, bald von diesem, bald von jenem Gefühl ergriffen, die lange Geschichte der Entdeckungen mit. Wir haben uns redlich bemüht, dieser Art der Darstellung ihre besten Seiten abzugewinnen und müssen am Ende gestehen, daß sie uns doch recht bedenklich vorkommt. Nicht aus ästhetischen Gründen, obgleich die Tatsache, daß hier kein reales Wesen und sei es eine Brotkrume, sondern ein Gedankenbild als Person tätig ist, der Erzählung ihre natürliche Ungezwungenheit und Spannung nimmt. Sondern wir halten es für grundsätzlich unzulässig, Hypothetisches und Tatsächliches derart zu vermengen, wie es hier geschieht und bei dieser Darstellungsart geschehen muß. Wie sehr begründet auch heute die Elektronentheorie sein mag, sie ist und bleibt nur ein Versuch, die Wirklichkeit gedanklich zu erfassen, was übrigens der Verfasser selbst betont. Die Neigung, unsere Hilfsvorstellungen für die Wirklichkeit selbst zu halten, hat in der Wissenschaft schon Unheil genug angerichtet, und die populäre Literatur muß sich besonders hüten, dieser Gedankenträgheit irgendwie Vorschub zu leisten. Wie sorglos es in dieser Hinsicht in dem zur Besprechung stehenden Werke zugeht, dafür nur ein drastisches Beispiel: Im Bestreben, durchaus anschaulich zu sein, hat man mit einer Zeichnung die Darstellung der bei der Reibung von Schwefel und Wolle stattfindenden elektrischen Vorgänge gegeben. Schwefel und Wolle sehen wie Anhäufungen von Billardkugeln (Atomen) aus; von einem Haufen wandern auf den anderen kleinere Kügelchen (d. i. Elektronen) über. Als schematische Darstellung möchte man sich das noch gefallen lassen, aber die Zeichnung kurzweg für eine „Vergrößerung“, wenn auch „tiefe“, auszugeben, geht doch wirklich nicht an.

Sieht man von diesen unseres Erachtens allerdings recht ge-
wichtigen prinzipiellen Bedenken ab, so präsentiert sich das Werk-
chen als eine geschichtliche Zusammenfassung unseres heutigen Wissens
über die innere Natur der Elektrizität. Der geschichtliche Rahmen,
der die Darstellung umspannt, läßt alle Teile der Elektrizitätslehre
sowie der Nachbargebiete des Magnetismus und der Optik gleich-
mäßig zu ihrem Rechte kommen. Für einen kritisch denkenden
Leser, der die Schale von dem Kern zu trennen weiß, wird diese
leichtfassliche Darstellung der Elektronentheorie gewiß nicht unwill-
kommen sein.

Kann dieses Werk nur unter gewissem Vorbehalte empfohlen
werden, so verdienen zwei weitere Neuerscheinungen: „Elemente
und Elektrochemie“ und „Telegraphie und Tele-
phonie“, die beide aus der Feder von Hanns Günther stammen
und denen noch zwei Bändchen über „Dynamomaschinen und Elektro-
motoren“ und über „Beleuchtung und Heizung“ alsbald folgen
werden, desto uneingeschränkteres Lob. Jedes für sich abgeschlossene
Bändchen gibt in guter, wohlüberdachter Auswahl das Tatsächliche
und Theoretische so anziehend wieder, daß manche Partien sich wie
ein Roman lesen. Man blättere zum Beispiel die an wirklich dra-
matischen Spannungen reiche Geschichte der Kabellegraphie durch!
Das erste Bändchen umfaßt die Lehre von den elektrischen elemen-
tären, primären und sekundären (Akkumulatoren). Die Behandlung
der chemischen Fragen ist dabei so anschaulich, daß ihr jeder halb-
wegs aufmerksame Leser ohne Mühe wird folgen können. Galvano-
plastik sowie andere chemische Wirkungen des elektrischen Stromes
werden da mitbehandelt.

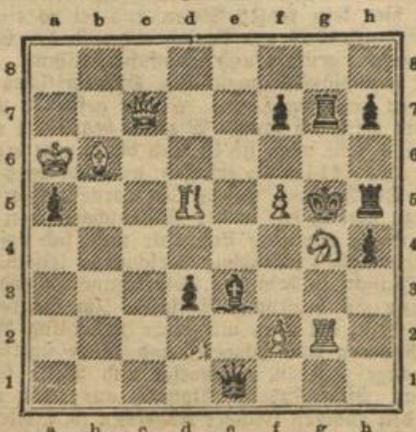
Mit dem zweiten Bändchen gelangen wir auf das Gebiet solcher
wichtiger Mittel der modernen Kultur, wie es Telegraph und Tele-
phon heutzutage sind. In zwei einleitenden Kapiteln wird die
Lehre vom Magnetismus behandelt, dann folgt ein kurzer geschicht-
licher Ueberblick über das Werden der Telegraphie, in den sechs
übrigen Kapiteln werden die wichtigsten Apparate der Telegraphie
und Telephonie besprochen. Die durch gute Zeichnungen unter-
stützte Darstellung bleibt überall allgemein verständlich und klar
und wird durch eingeflochtene historische Ausblicke belebt. Es
läßt sich wirklich keine bessere Anleitung zum Studium der Tele-
graphie und Telephonie für technisch-interessierte Arbeiter denken.

Wir sehen der Erscheinung weiterer Bändchen der Serie, von
denen der vierte u. a. die Darstellung der drahtlosen Telegraphie
geben wird, mit besten Hoffnungen entgegen. Der Preis von 1 M.
für den Band ist in Anbetracht der guten Ausstattung mäßig zu
nennen.

Das keine Werk von Prof. Fr. Adami „Die Elektri-
zität“, Teil I, das in Reclams Serie: „Wörter der Naturwissen-
schaft“ erschienen ist, sollte hier eigentlich nicht besprochen werden,
da es als Anfang einer systematischen Darstellung keineswegs ein
Ganzes für sich bildet. Wir fühlen uns indes verpflichtet, schon
jetzt darauf hinzuweisen, daß das Werk so viel tatsächliche Unrich-
tigkeiten enthält, daß von seiner Benutzung als Führer dringend
abzuraten ist. Um nicht beweislos zu behaupten, ein Beispiel statt
vieler. Der Verfasser belehrt uns (Seite 18-19), daß bei Reibung
von zwei Stücken rohen Bernsteins aneinander beide Stücke
negativ elektrisch geladen werden. In Wahrheit aber kann das eine
Stück so gut wie das andere positiv oder negativ geladen werden;
auf alle Fälle jedoch sind gleichzeitig auftretende Elektrizitätsarten
verschieden. Von einer Durchbrechung dieses wichtigen Grund-
gesetzes ist uns bis jetzt noch nichts bekannt geworden. Auch auf den
Seiten 43-44 haben wir einen ebenso unbegreiflichen Fehler ent-
deckt. Die meisten Leser werden sicherlich keine Lust haben, nach
den Fehlern des Buches zu spähen und werden also gut tun, das
Werkchen, wie gut es auch gemeint war, vorderhand unbenuzt zu
lassen,
N. Th.

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.
Ferber.



2+ (FP-99T).

Schachnachrichten. Der Sieger von San Sebastian
A. Rubinstein hat Dr. E. Lasker, der seit seinem Siege
über den verstorbenen Weltmeister W. Steinitz den Rekord der
Schach-Weltmeisterschaft in Matches unbesiegt (nur gegen
E. Schlechter Remis) inne hat, zu einem Wettkampfe um die
Weltmeisterschaft herausgefordert. Dr. E. Lasker antwortete,
er könne nur dann hierüber entscheiden, wenn die Verhandlungen über
eine frühere Herausforderung durch den Kubaner Capablanca
als endgültig gekheitert zu betrachten sein werden. Dr. Lasker
wendete sich neulich an den Präsidenten des Franklin-Schachclubs
in Philadelphia Walter Penn Shipley, der in jenen Verhandlungen
die Wahl zum Schiedsrichter angenommen hatte, mit der Bitte,
endgültig zu entscheiden. Die Differenzen zwischen Lasker und
Capablanca bestanden im wesentlichen darin, daß ersterer als älterer
Herr, um eventuellen Ermüdungen vorzubeugen, höchstens 5 Stunden
pro Tag Spielzeit, in zwei Intervallen a 2 1/2 Stunde, geteilt,
akzeptieren wollte, während sein bedeutend jüngerer und physisch
kräftigerer Gegner eine ununterbrochene Spielzeit von 6 Stunden
pro Tag forderte und sich dabei auf den Umstand berief, Dr. Lasker
habe seine Weltmeisterschaft unter denselben Bedingungen zu ver-
teidigen, unter denen er sie gegen Steinitz erworben hatte. Capablanca
hat nur formell und oberflächlich recht. Die Weltmeister-
schaft soll doch dem zufallen, der besserer Kenner des Schachs ist,
nicht aber dem physisch Ueberlegenem!... Auch ganz forma-
listisch genommen, hat Lasker recht, wenn man nur gründlich
auf die Sache eingeht. Die Bedingungen mit Steinitz bestanden
nämlich prinzipiell darin, daß Lasker als damaliger „Aspirant“ in
schachtechnischer Beziehung den Bedingungen des damaligen Besitzers
des Weltmeistertitels einfach sich zu fügen hatte, soweit sie plausibel
erscheinen. Und 6 Stunden pro Tag in zwei Intervallen a 2 1/2 ist
eben eine genügend plausible Bedingung für eine so anstrengende
geistige Tätigkeit!

Zweispriegerpiel im Nachzug.

Vom 6. April 1912 in München gespielt.
H. Spielmann. C. Bardeleben.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 Sb8-c6
- 3. Lf1-c4 Sg8-f6

Diese Eröffnung hat höchstens den
Wert, dem Evans-gambit: 3... Lc5!
4. b4 auszuweichen. Dies ist aber
unmöglich, da sowohl angenommenes
Evans-gambit (4... Lx b4!) als
abgelehntes (4... Lb6) eher
für Schwarz günstig ist.

- 4. Sf3-g5 d7-d5
- 5. e4x d5 Sc6-d4

Eine zweifelhafte Neuerung. Besser
5... Sc6-a5! (5... Sx d5;
6. Sx f7, Kx S; 7. Df3? zc mit
starkem Angriff); 6. d2-d3! zc.

- 6. c2-c3

Stärker, wenn auch dem Gegner
den Angriff überlassend, ist 6. d5-d6!

- 6. b7-b5?
- 7. c3x d4

Stärker 7. Lf1! Statt des Zug-
zuges sollte Schwarz eben 6...
Sd4-f5 gespielt haben.

- 7. b5xc4
- 8. d4xe5

Weit stärker war Dd1-e2!

- 8. Dd8xd5!
- 9. 0-0

Sofort Sg5-f3 war sicherlich
besser.

- 9. Lc8-b7!
- 10. Sg5-f3 Sf6-d7
- 11. d2-d4?

Richtig war 11. Sc3!, Dc6 (11...
Dd3; 12. Se1 nebst d4); 12. d4 zc.

- 11. c4xd3
- 12. Sb1-c3 Dd5-c6?

Weshalb nicht einfach Dc4! nebst
ev. Sc5 und Td8 zc.?

- 13. Tf1-e1
- 13. Dxd3?, La6 zc.

- 13. 0-0-0
- 14. Dd1xd3 Sd7-c5
- 15. Dd3-f5? Dc6-d7
- 16. Df5xd7? Td8xd7
- 17. Sc8-b5?

Das Richtige bestand in 17. e6!
nebst Se5. Nun steht Schwarz besser.

- 17. Sc5-d3
- 18. Te1-d1
- 18. Te2?, La6 zc.
- 18. Lf3-c5

Besser 18... LxS; 19. gx f3,
a6; 20. Sc3, Sx e5 zc.

- 19. Lc1-e3
- 20. f2xe3
- 21. Sb5-d6?
- 22. Td1xd3
- 23. Ta1-cl?
- 24. Te1-d1
- 25. e3-e4?
- 26. Sf3-d4
- 27. Sd4-b3
- 28. Td3xd7?
- 29. Td1xd7?
- 30. Sb3-c5?

Besser Sd4!

- 19. Lc5xe3
- a7-a6
- c7xd6
- d6-d5?
- Kc8-d8
- Kd8-e7
- Th8-d8
- g7-g6
- d5xe4
- Td8xd7
- Ke7xd7
-
- Kd7-c6
-

Weshalb tariert das Bauern-Endspiel
falsch. Es sollte für ihn eher verloren
gehen.

- 31. Kc6xb7
- 32. e5-e6!
- 33. f7xe6
- 33. Kg1-f2
- 34. Kf2-e3
- 35. b2-b3?
- h2-h4! war das Richtige.
- 35. Kd5-c5?
- g6-g5! gewann.
- 36. a2-a3!
- 37. g2-g3?
- h2-h4! war geboten.
- 37. Kd5-e5?
- Mit g6-g5! war das Spiel ge-
wonnen.
- 38. h2-h4!
- 39. g3-g4
- 40. h4-h5
- 41. g4xh5
- 42. b3-b4
- 43. a3-a4
- 44. b4-b5
- Remis.
- Es folgte: 44... ab5; 45. ab5,
Kxb5; 46. Kxe4, Kc6; 47. Ke5,
Kd7; 48. Kf6, Kd6; 49. Kg6, e5;
49. Kxh6, e4; 50. Kg7, e3; 51. h6
mit Remis-schluss.